

Heike Leitschuh

Bewusstseins- und Kulturwende: Das Neue wächst schon im Alten

Eine nachhaltigere Gesellschaft scheidet derzeit noch an dem ungebrochenen Fortschrittsdenken, das nur ein Ziel kennt: Von allem mehr und das schneller. Dieses Paradigma gründet letztlich darin, dass wir nicht willens sind, die Endlichkeit des Lebens zu akzeptieren. Die heutige Generation der Entscheider tut sich mit dem Loslassen besonders schwer. Dennoch, Hirn-, Verhaltensforscher und Psychologen haben gezeigt: Wir können uns unter bestimmten Voraussetzungen ändern. Dazu gehören starke Emotionen, das attraktive Vorbild und die Aussicht auf mehr Lebensqualität.

Es könnte so einfach sein: „Gut leben statt viel haben“. Dieser wunderbare Satz aus der ersten Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ wurde viel zitiert und begegnet uns heute erneut – und immer häufiger (vgl. BUND et al. 1996). Ein gutes, zufriedenes Leben ist nicht gleichbedeutend mit Güterwohlstand. Das spricht vielen Menschen aus der Seele. Schon Arthur Schopenhauer sagte: Nur was wir sind, zählt wirklich. Unser größtes Ziel sollte Gesundheit und intellektueller Reichtum sein, was zu einem unerschöpflichen Vorrat an Ideen, zu Unabhängigkeit und zu einem moralischen Leben führt. Materielle Güter, so der Philosoph, seien ein Trugbild. Reichtum gleiche salzigem Wasser; je mehr man davon trinke, desto durstiger werde man. Und materieller Reichtum erweise sich als ebenso flüchtig, wie das Ansehen der anderen, auf das wir viel zu großen Wert legten. Wir machten uns viel zu sehr zu Sklaven dessen, was andere über uns denken. Schopenhauer aber lebte von 1788 bis 1860, also noch bevor die sozialen und ökologischen Folgen der industriellen Revolution in ihrem ganzen Ausmaß sichtbar und spürbar wurden.

Sein und Haben

Fragt man heute die Menschen danach, was ihnen im Leben wirklich wichtig sei, so nennt die übergroße Mehrheit an erster Stelle: Familie und Freunde, also menschliche Beziehungen, und Gesundheit. Das sind vermutlich keine politisch korrekten Antworten, sondern ernst gemeinte. Doch wie und wonach wird gehandelt? Die Devise der modernen Gesellschaft lautet nicht: „Viel sein statt viel haben“, sondern „Viel sein *und* viel haben“. Ist das ein Widerspruch? Wenn man sich

die Klagen über Zeitnot, Arbeitshetze und stressbedingte Krankheiten anhört und die vielen unzufriedenen Gesichter im Alltag anschaut, ist man versucht zu sagen: Ja, es ist ein eklatanter Widerspruch. Doch machen wir uns nichts vor: Gerade die gesellschaftlichen Lebensstile prägenden Mittelschichten, die trotz hoher Affinität zu Öko-Produkten oder Solaranlagen im Vergleich zu den Unterschichten den größten ökologischen Fußabdruck haben, scheinen sich gut einzurichten in einem Leben von Sein *und* Haben. Wird der Stress vom Geldverdienen und der Sorge um Hab und Gut zu groß, dann entflieht man mal schnell in einen Kurzurlaub auf die Kanaren oder zur Ayurveda-Kur nach Indien.

Das Leben als letzte Gelegenheit

Worin liegen die Ursachen dieses eklatanten Widerspruchs? Warum folgen gerade die Menschen der hoch entwickelten Industrieländer mehrheitlich der Leitmaxime „Mehr, höher, schneller“? Man nehme nur mal eine einzige Ausgabe der jeweiligen Lieblingstageszeitung: In wie vielen Artikeln geht es um Umsatzwachstum, höhere Steuereinnahmen, um den Bau des größten Museums, des höchsten Wolkenkratzers etc. Selbst bei den Erneuerbaren Energien sind es die Superlative, die besonders schlagzeilenträchtig sind. Warum aber sind wir so abhängig von diesen Kategorien? Warum empfinden wir ein Weniger und eine wirtschaftliche Stagnation – allein das Wort ist negativ besetzt – als Niederlage, selbst wenn es uns individuell gar nicht schadet?

Der amerikanischen Psychoanalytiker und Autor Irvin Yalom („Und Nietzsche weinte“) gibt in seinem neuesten Buch darauf interessante Antworten (Yalom 2010). Weil wir in der westlichen Zivilisation seit der Aufklärung einem Fortschrittsgedanken anhängen, der impliziert, dass alles immer besser werden, immer weiter wachsen muss, meint er, gehen wir davon aus, dass wir uns in unserem Leben auf einer Treppe befinden, die nach oben führt. Dieser „Fortschritts-glaube hat eine geradezu magnetische Anziehungskraft, weil er den Menschen größer zu machen verspricht und er einen Wandel ohne Umkehr zusichert“, folgert Manfred Linz daraus (Linz 2012). Darauf gründet selbst die Faszination für die grüne Technik, für die grüne Ökonomie, die es für uns richten soll. Auch sie versprechen einen Wandel ohne innere Umkehr.

Verhängnisvoller Fortschrittsbegriff

Die westliche Zivilisation kennt nur diesen Weg nach oben. Etwas anderes ist in ihrem Denkmuster im Grunde nicht vorgesehen. Deshalb sind wir ja auch sehr gekränkt, wenn wir spätestens ab dem 50. Lebensjahr feststellen, dass unsere Körperleistungen nachlassen. Der Mensch entwickelt sich bis zu einem gewissen Punkt, danach ist der Prozess rückläufig. Das ist der Zyklus des Lebens. Allem medizinischen Fortschritt zum Trotz, der uns im Schnitt älter werden lässt, ist das letztendlich nicht zu ändern. Doch nur die Endlichkeit des Lebens macht es einzigartig und wertvoll, wie schon Sigmund Freud feststellte. Die Tatsache, dass sich die Erde eines Tages auch ohne uns weiter dreht, ist jedoch für den modernen Menschen eine große narzistische Kränkung. Wir akzeptieren die Unausweichlichkeit des Todes nicht, weil er unserem Fortschrittsbild diametral entgegensteht.

Die Aufklärung, die die Selbstwahrnehmung gestärkt und ein selbstbestimmteres Individuum hervorgebracht hat, führte auch dazu, dass sich die Menschen nicht mehr in ein göttlich bestimmtes Schicksal ergeben und das Heil in einem Leben nach dem Tod ersehnen. Seitdem hat das irdische Leben (und das Individuum) eine andere, höhere Bedeutung gewonnen: Wir können das Leben nicht einfach nur leben, es muss etwas Besonderes sein. Wir sprechen von einem gelingenden Leben, von Lebensgestaltung, Lebensprogramm. Wir wollen, ja wir müssen – wenn wir dem Tod schon nicht entgehen können – etwas vorweisen, etwas hinterlassen. Für viele sind es die Kinder und Enkelkinder, für manche ein Buch, ein Film, ein Kunstwerk, eine wissenschaftliche Entdeckung oder ein politischer Einfluss. Die meisten aber, so scheint es, halten sich – auch zusätzlich – am Materiellen fest: an Geld, Häusern, Autos. Der geradezu manische Wunsch vieler Menschen, unbedingt ein Haus zu bauen, der Stolz der Ingenieure über die längste Brücke und das höchste Hochhaus – all dies erscheint als Ausdruck des verzweifelten Kampfes gegen die Gewissheit des Todes. Und die kapitalistische Wirtschaft macht sich diese unsere kleinmütige, ängstliche Haltung mit ihren immer neuen Verlockungen und Versprechungen zunutze.

Schon der griechische Philosoph Epikur, im 4. Jh. vor Christus geboren, sagte: Die Angst vor dem Tod führt zu einer endlosen und unbefriedigenden Suche nach immer neuen Betätigungsfeldern und endlosem hedonistischen Streben (vgl. Hossenfelder 2006). Ist diese Aussage heute nicht aktueller denn je? Immer sind wir in Aktion und müssen uns und anderen beweisen, wie produktiv wir sind. Die Rund-

um-die-Uhr-Gesellschaft ist in vielen Bereichen bereits Realität. Anfang März 2012 beklagte sich der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Freiburger Bischof Robert Zollitsch, darüber, heute arbeiteten am Sonntag in Deutschland schon drei Millionen Menschen mehr als vor zehn Jahren, insgesamt 11 Millionen – und er sagte auch, dass dies sozial, kulturell und gesundheitlich negativ sei.

Ein anderes Beispiel: Auf die Frage, warum die Kinder heute so nervös, gestresst und oft selbstgefällig seien, antwortete der dänische Erziehungsexperte, Jesper Juul (am 12. März 2012 in der Frankfurter Rundschau): Sie erhielten zu viele Anregungen von außen und seien davon regelrecht abhängig. Eltern böten ihren Kindern ein lückenloses Freizeitprogramm, anstatt sie einfach mal in Ruhe selbst aktiv werden oder auch nichts tun zu lassen. Der Grund dafür sei, dass die Eltern selbst ein schlechtes Gewissen hätten, wenn sie nichts täten. Langeweile dürfe es in der heutigen Zeit nicht geben, obwohl Langeweile so immens wichtig sei für die Entspannung – besonders des Gehirns.

Selbst diejenigen, die für Nachhaltigkeit und für ein „Langsamer – Weniger – Besser – Schöner“, eintreten, wie es Hans Glauber, der Initiator der Toblacher Gespräche so wunderschön formulierte, sind gefangen in diesem Fortschrittsparadigma (Glauber 2006). Nur wenige bieten mit ihrer Arbeits- und Lebensweise ein Vorbild für einen nachhaltigen Lebensstil. Auch die Protagonisten einer nachhaltigeren Gesellschaft meinen oft, viel hilft viel: Noch ein Text, noch eine Konferenz, noch eine Kampagne, noch eine Reise, noch ein tolles Projekt – und vor allem auch ganz viele Windräder, ganz viele Solaranlagen...

Die Entscheider: „Forever Young, Forever Turnschuh“

Wie aber ist es um die Generation der Entscheider bestellt, um die 40- bis 65-Jährigen, die an den Hebeln der Macht sitzen? Sind sie in der Lage und Willens, einen tiefgreifenden Wandel einzuleiten? Heiko Ernst, Chefredakteur von Psychologie Heute hat daran erhebliche Zweifel: „Diese Generation ist historisch die erste, die ein sehr langes Leben erwarten kann. Sie ist aber auch diejenige, die sich, wie keine andere zuvor, extrem schwer tut, ihre eigene Endlichkeit zu akzeptieren“, sagte er auf einer Konferenz an der Evangelischen Akademie Tutzing im Februar 2011. Sie hänge daher fest an ihrer Jugendlichkeit und weigere sich geradezu erwachsen zu werden. „Das ist die Generation ‚forever young, forever Turnschuh‘.“ Das aber sei gefährlich für die ganze Gesellschaft, denn die eigentliche Aufgabe dieser Generation sei es, ihre Erfahrungen, ihre Tugenden und ihr Wissen an die Jün-

geren weiter zu geben, „Generativität“ nennen das die Psychologen. Nur wer dies tue, könne auch loslassen und damit im Alter zufrieden und gelassen auf das eigene Leben zurückblicken. Unterbleibe aber dieser Prozess, so drohe auf der individuellen Ebene „Selbstzentrierung, Rechthaberei, Starrsinn, ja Isolation und Verzweiflung“, so Ernst.

Mit dem Ansatz der Generativität ließe sich womöglich erklären, warum sich die derzeitigen Entscheider in Politik und Wirtschaft so schwer tun, anzuerkennen, dass ein grundsätzlicher Wandel nötig ist. Sie müssten eingestehen, dass der Weg, den sie bisher gingen und der auf der Vorstellung von unerschöpflichen Ressourcen und immerwährenden Wachstum basierte, nicht mehr gangbar ist. Dies scheint schier unmöglich, weil damit auch die eigene Lebensgeschichte und das bisherige Erfolgsmodell hinterfragt werden müsste. Möglicherweise erklärt dies auch, warum die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ bisher nicht in der Lage war, Aussagen darüber zu treffen, wie eine Gesellschaft gestaltet werden sollte, wenn die Wachstumsraten niedrig sind und bleiben. Insbesondere die Bundestagsabgeordneten, aber auch einige der Wissenschaftler in dieser Kommission weigern sich, auch nur darüber nachzudenken. Ihre gesamte politische Sozialisation und ihr persönliches Selbstverständnis scheinen daran gekoppelt, dass die Kausalkette von Wachstum – Investitionen – Arbeitsplätze – Konsum – Lebensqualität bestehen bleibt.

Suffizienz ist schwer zu akzeptieren ...

Für den grundlegenden Wandel zu einer ressourcengenusameren und somit auch global gerechteren Gesellschaft reicht es nicht, nur auf neue, angepasste Technologien, z. B. mit Elektroautos auf Konsistenz und Effizienz zu setzen. Denn die Erfahrung lehrt: Der absolute Naturverbrauch steigt trotz oder sogar wegen höherer Effizienz (sog. Rebound-Effekt). Ohne das dritte Element von Nachhaltigkeit, ohne Suffizienz (Genügsamkeit) wird es also nicht gehen. Nur ein Beispiel: Statt in den Urlaub auf die Malediven, könnte man in die Alpen oder an die Ostsee fahren; der Erholungseffekt wäre dabei gewiss größer.

Die amerikanische Soziologin Juliet B. Schor, vertritt ein Konzept, das sie mit dem Begriff „Plenitude“ umschreibt. Dem Immer-Mehr, dem Immer-Schneller des heutigen Kapitalismus stellt sie die Fülle sinnvollen Tuns entgegen – eine Ökonomie, ein Leben, bei dem wir uns, auf hohem technischen Niveau wohlgemerkt, wieder stärker selbst versorgen, eher in kleineren, dezentralen Einheiten produzieren,

Produkte teilen und gemeinschaftlicher leben (Schor 2011). Das könnte mehr Zeitwohlstand bringen und uns zufriedener und gesünder machen. Ähnliche Ansätze vertreten hierzulande die Ökonominen Irmi Seidel und Angelika Zahrnt (Seidel & Zahrnt 2010) oder Niko Paech (Paech 2012).

Eine suffizientere Lebensweise aber entwickelt sich wohl nur langsam oder bei vielen erst gar nicht. Oliver Stengel kennt die Barrieren: Neben dem individuellen Nutzen-Kosten-Kalkül nennt er die schon seit Jahrhunderten gültige „materialistische Konzeption des Lebens“, bei der eine Mehrheit aufwändige Lebensstile besonders attraktiv findet (Stengel 2011). Und die Mehrheit orientiere sich wieder an der Mehrheit, um eine soziale Desintegration zu vermeiden. Fast alle machen mit, weil sie sich nicht ins gesellschaftliche Abseits manövrieren wollen. Eine „zirkuläre Blockade“, so Stengel. Wer bewusst eine kleinere Wohnung wählt, Fahrrad statt ein dickes Auto fährt oder auf Fernreisen mit dem Flugzeug ganz verzichtet, braucht schon ein starkes Ego, um vor seinem sozialen Umfeld nicht schlecht dazustehen. So neigen dann viele dazu, die Verantwortung für die Veränderungen lieber an Staat und Wirtschaft abzugeben. Aber auch die kurzen Innovationszyklen vieler Branchen und das Profitmotiv blockieren gesamtgesellschaftliche Suffizienz. Ständig werden neue Produkte auf den Markt geworfen, die die bisherigen entwerten, längst bevor sie physisch veraltet sind.

... wäre aber erlernbar und Verhalten änderbar

„Moral ist lehrbar und lernbar“, meint Georg Lind, Professor für Psychologie in Konstanz (Lind 2009). Am Beispiel des Rauchens könne man einen solchen Deutungswandel gut nachvollziehen. Während das Rauchen Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA sehr verpönt war, wandelte sich das Bild rasch, als viele der aus dem 1. Weltkrieg heimgekehrten Soldaten rauchten und so einen neuen Trend einleiteten. Die Soldaten waren gesellschaftlich hoch geachtet und fungierten so als „Deutungseliten“. Es dauerte weniger als 15 Jahre, bis sich der neue Trend verfestigt hatte. Das Ganze funktioniert aber auch umgekehrt, weiß Stengel – also in die nachhaltige Richtung. Als einzelne Models dafür warben, auf Pelze zu verzichten, ging der Absatz dieser Kleidungsstücke merklich zurück.

Wir können unser Verhalten grundlegend ändern, wie auch neuere Forschungen zeigen. Der Neurobiologe Gerald Hüther sagt, das Hirn setze uns keine Grenze; allerdings würden die neuroplastischen Bo-

tenstoffe, die für das neue Denken nötig sind, nur ausgeschüttet, „wenn uns etwas unter die Haut geht“. Mit deutlicheren Worten: Ohne *starke Emotionen* läuft nichts! Wer z. B. verliebt ist, kann selbst im hohen Alter noch ganz Neues lernen. Wir müssten uns nur für etwas begeistern, dann werde unser Gehirn „gedüngt“ (Hüther 2011). Und wir wissen: Ein langweilig vorgetragener Text, auch wenn er inhaltlich noch so gut ist, packt uns weniger als der einer rhetorisch guten Rednerin, eines guten Redners.

Das Neue wächst schon im Alten

In vielen Bereichen gibt es bereits Beispiele für solch grundlegende Veränderungen – trotz der genannten Hemmnisse und Schwierigkeiten. Nicht wenige Menschen, Organisationen und Unternehmen begeistern sich schon für Neues und sammeln Erfahrungen mit neuen Verhaltens- und Lebensweisen. Im Folgenden ein paar Beispiele aus ganz unterschiedlichen Feldern, die trendsetzende Wirkung haben könnten.

Produkte teilen: Die Zahl derjenigen, die sich Autos teilen, wächst. Gerade in der jungen Generation lässt die jahrzehntelange unwiderstehliche Anziehungskraft des eigenen Autos merklich nach. Der Umgang mit Mobilität wird pragmatischer. So pragmatisch, dass sich Autokonzerne schon Gedanken machen, wie sie die jungen Leute neu bewerben müssen. Der Anteil der unter 30-Jährigen, die sich ein Auto kaufen, lag 2010 bei 7,4 %, wohingegen die Gruppe der über 65-Jährigen mit rund 19 % vertreten war (siehe den Beitrag von Canzler & Knie in diesem Buch). Insgesamt scheint der Gedanke, dass man nicht alles besitzen muss, sondern sich Produkte auch leihen kann, stetig reizvoller zu werden.

Energie in Bürgerhand: In vielen Kommunen nehmen die Bürgerinnen und Bürger ihre Energieversorgung in die eigene Hand, gründen Energiegenossenschaften, betreiben Anlagen mit erneuerbarer Energie und machen sich von den großen Konzernen unabhängig. Generell, so scheint es, erfährt die Genossenschaftsidee – „einer für alle, alle für einen“ – wieder Auftrieb (siehe den Beitrag von Janzing in diesem Buch).

Gemeinschaftliche Wohnprojekte: In den Städten entstehen immer mehr gemeinschaftliche Wohnprojekte der unterschiedlichsten Art. Sie entspringen nicht nur dem Wunsch, im Alter nicht allein zu sein, sondern auch dem nach einem nachbarschaftlicheren, sozialeren Leben.

Urban Gardening: Der Wunsch, wieder Bezug zu agrarischen Produkten zu bekommen, sich aber auch die Stadt als Lebensraum zu erobern, lässt an vielen Orten Initiativen entstehen, die mitten in der Stadt Obst und Gemüse anbauen und den interkulturellen Kontakt befördern. Die in Deutschland bekannteste und mit 6000 Quadratmeter größte sind die Prinzessinnengärten in Berlin-Kreuzberg (vgl. Müller 2011).

Alternativgeld: Nicht nur die massive Verunsicherung durch die aktuelle Finanzkrise, auch der Wunsch, das eigene Geld in eine nachhaltige Entwicklung fließen zu lassen, treiben den Alternativbanken, wie GLS-Bank oder Triodosbank, viele neue Kunden zu. Darüber hinaus engagieren sich Bürger für Regionalwährungen, um die lokale Wirtschaft zu stützen und sich unabhängiger vom globalen Finanzmarkt zu machen (vgl. Kennedy 2011). Die Tauschringe, bei denen Arbeit gegen Arbeit getauscht wird, haben vielfältige Ziele: Sie sollen es auch ärmeren Menschen ermöglichen, bestimmte Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, fördern durch Reparaturen den nachhaltigeren Umgang mit Produkten, und erfüllen zudem auch einen sozialen Zweck als Kontaktbörse.

Bessere Produkte: Das Waren- und Versandunternehmen Manufactum, 1988 gegründet, fördert hochwertige, handwerklich hergestellte Produkte und Produktionsweisen. Es hat inzwischen 8500 Produkte im Sortiment, und Niederlassungen in Österreich und in der Schweiz. Auch wenn diese Produkte vorwiegend von der wohlhabenden Mittelschicht gekauft werden, so zeigt der Erfolg dieses Unternehmens doch, dass es nicht nur den Trend zu „immer billiger“ gibt. Und die Mittelschicht ist es, an der sich andere Mileus orientieren.

Andere Produktion: *FabLabs* sind offene Produktions- bzw. Gemeinschaftswerkstätten, wo sich Menschen treffen, die an etwas tüfteln, sei es an Computerprogrammen oder einem nachhaltigen Produkt. Das könnte zu einer neuen Form der Demokratisierung von Wirtschaft führen, dem Zusammenbringen von Produzenten und Konsumenten (siehe hierzu den Beitrag von Harrach in diesem Buch).

Minderheiten ändern die Kultur

Zugegeben, das alles entwickelt sich noch immer in (mehr oder weniger großen) Nischen und ist zum Teil noch weit davon entfernt, den Mainstream merklich zu beeinflussen. Aber es sind Strömungen, die sich kontinuierlich verstärken. Wie aber werden aus diesen vielen und ermutigenden Einzelbeispielen gesellschaftliche Trends, die große, sichtbare Veränderungen einläuten? Ich denke, wir brauchen dazu

klare politische Entscheidungen und andere Prioritätensetzungen. Das Neue kann sich schlecht gegen das Alte durchsetzen, wenn die alten Strukturen weiterhin massiv subventioniert werden, was immer noch der Fall ist (vgl. hierzu Subventionsbericht 2011). Wie aber können Entscheidungsträger beeinflusst werden, das Neue, das Richtige zu fördern?

Juliet Schor ist optimistisch, dass aus Minderheiten, die Neues probieren, eines Tages Konzepte für die Mehrheit werden. „Man braucht keine Zustimmung von 100 Prozent. Minderheiten ändern die Kultur“, sagt sie. Die Menschenrechts- und Friedensbewegungen hätten das vorbildlich gezeigt. Auch die Erneuerbaren Energien entwickelten sich in Deutschland über lange Zeit nur in kleinen Nischen. Als jedoch das gesellschaftliche Bewusstsein über den Klimawandel entstand, reagierte die Politik – auf Druck von unten – und läutete mit neuen Rahmenbedingungen die Erfolgsgeschichte der Erneuerbaren ein. Politik kommt spätestens dann ins Spiel, wenn neue gesellschaftliche Trends gesetzt sind; dann wird der bottom-up-Ansatz durch top-down verstärkt. Lester Brown vom Earth Policy-Institut in Washington nennt es die „Sandwich-Methode“, der er die „Pearl-Harbour-Methode“ gegenüberstellt – das Lernen aus der Katastrophe (Brown 2008). Große gesellschaftliche Umwälzungen geschehen oft unerwartet und eruptiv, werden jedoch über viele Jahre im inneren vorbereitet, sagte der Kultursoziologe Harald Welzer beim McPlanet-Kongress am 2012 in Berlin und verwies dabei auf den Zusammenbruch der Sowjetunion.

Bis dahin aber braucht man „Erfahrungsräume“ (Hüther), wie die Mehr-Generationenhäuser, in denen neue Formen des Zusammenlebens ausprobiert werden, und wie andere Erfahrungen, die gesellschaftliche Lernprozesse auch in größerem Stil in Gang setzen können. Solche Lernprozesse finden in einer dynamischen Gesellschaft an vielen Stellen statt.

Emotionen, Vorbilder, Belohnung und Liebe

Wie aber sollten die Projekte angelegt sein und wie kommuniziert werden, damit man möglichst viele Menschen erreicht? Drei Antworten hätte ich auf diese Frage:

Erstens: *Keine Angst vor Emotionen!* Es muss unter die Haut gehen. Rationalität ist wichtig, aber ohne Emotionen kommen keine neuen, durchgreifenden Entscheidungen zustande. Dazu gehört auch die Liebe als Triebkraft, in diesem Fall die Liebe zum Planeten Erde und den Menschen.

Zweitens: *Nachhaltigkeit Gesichter geben!* Hinter den neuen Ideen und Projekten stehen Menschen – nicht Helden. Mit Helden kann man sich in der Regel nicht identifizieren. Aber es sind Menschen, die sich auf den Weg machen und auch bei Widerstand nicht aufgeben. Für die junge Generation, die Vorbilder braucht, können diese Geschichten eine prägende Rolle spielen.

Drittens: *Die Aussicht auf mehr Lebensqualität adressieren!* Veränderungen können uns ein besseres Leben bescheren: Ausstieg aus dem Hamsterrad des fremdbestimmten Wettlaufs um Geld, Prestige und Macht – Einstieg in eine Kultur des Zeit- und des Beziehungswohlstandes.

Mit dem Konzept der „Generativität“ empfiehlt Ernst den Entscheidern von heute Entwicklungshelfer für die nächste Generation zu sein, ihr zu helfen, Nachhaltigkeit auf den Weg zu bringen, zum Beispiel als Pate, als Senior Experte oder als Mentorin. Das birgt auch die Chance, Spuren zu hinterlassen und wirkt gegen den Stachel des Todes.

Literatur

- Brown, Lester: *Plan B 3.0. Mobilizing to Save Civilization*. New York, London 2008.
- BUND & Misereor (Hg.): *Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung*. Basel 1996.
- Geißler, Karlheinz A.: *Alles hat seine Zeit nur ich hab' keine. Wege in eine neue Zeitkultur*. München 2011.
- Glauber, Hans (Hg.): *Langsamer Weniger Besser Schöner. 15 Jahre Toblacher Gespräche: Bausteine für die Zukunft*. München 2006.
- Hüther, Gerald: *Was wir sind und was wir sein könnten. Ein neurobiologischer Mutmacher*. Frankfurt a. M. 2011.
- Hossenfelder, Malte: *Epikur*. München 2006.
- Kennedy, Margrit: *Occupy Money. Damit wir zukünftig alle Gewinner sind*. Bielfeld 2011.
- Leitschuh, Heike: *Deutungseliten dringend gesucht*. In: *Politische Ökologie* 128. München 2012, S. 138- 141.
- Lind, Georg: *Moral ist lehrbar. Handbuch zur Theorie und Praxis moralischer und demokratischer Bildung*. München 2009.
- Linz, Manfred: *Wie lernen Gesellschaften – heute? Zur Verwirklichung politischer Einsichten oder: Abschied vom Wunschdenken*. In: *Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie: Impulse zur Wachstumswende* 4/2012.
- Müller, Christa: *Urban Gardening. Über den Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München 2011.
- Paech, Nico: *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in eine Postwachstumsökonomie*. München 2012.
- Seidl, Irmi & Angelika Zahrnt (Hg.): *Postwachstumsgesellschaft. Neue Konzepte für die Zukunft*. Marburg 2010.
- Schor, Juliet B.: *True Wealth*. New York 2011.
- Stengel, Oliver: *Suffizienz. Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise*. München 2011.
- Welzer, Harald: *Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam*. Berlin 2011.
- Yalom, Irvin D.: *In die Sonne schauen. Wie man die Angst vor dem Tod überwindet*. München 2010.